



## DAS VERBLASSTE BILD

Photographien haben die Eigenschaft, sich im Innern des Betrachters fortzusetzen, Sie tauchen auf und gehen, ganz nach Belieben, führen ein Eigenleben, unabhängig vom Willen. Ziellos treibt das Herz in diesen Bildern. Da Licht und Töne nicht anzuhalten sind, verlieren sich ihre Wellen zwangsläufig in den weiten Ebenen des Gedächtnisses. Sagt nicht das Gesetz der Resonanz, dass sie irgendwann einmal zurückkommen?

Ich wühle in den Erinnerungen meiner frühen Tage. Notizen, Photographien, Briefe. Plötzlich halte ich das Bild von Frau Klie in der Hand. Es ist eine alte Portraitaufnahme aus den zwanziger Jahren. Schon reichlich verblasst. Ich muss es nicht anschauen. Es ist längst in mir gespeichert. Nicht einmal die Details sind im Laufe der Zeit verlorengegangen. Frau Klie ist auf dem Photo Mitte zwanzig, also mit dem Jahrhundert geboren. Es könnte ihr Hochzeitsphoto sein. Das Paar sieht bescheiden aus, jedoch entschlossen. Ihr Auftritt vor der Kamera drückt aus: Was immer kommen mag, nichts kann uns erschüttern. Sie hatten Hitler und den II. Weltkrieg noch vor sich.

Sie wohnten damals im Scheunenviertel von Berlin. Ich wünschte, mein Leben im Zeitraffer voraussehen zu können, wie ich es jetzt im Rückblick bei Frau Klie sehen kann. Frau Klie traf ich erst am Ende ihrer Tage. Sie war schätzungsweise achtzig, während ich fünfundzwanzig war. Wir wohnten im selben Haus, direkt am Alexanderplatz. Sie lebte im 2. Stock des Vorderhauses, ich ein Stockwerk tiefer im Seitenflügel, in den ehemaligen Dienstzimmern des herrschaftlichen Personals.

Das Haus hatte, wie die ganze Gegend, im Krieg schwer gelitten. Die Bomben und die Straßenkämpfe hatten viele Lücken hinterlassen, den verbliebenen Häusern den Putz heruntergerissen. Die Wände waren sprechende Bücher. Was sich im Krieg hinter diesen Mauern abgespielt hatte, verriet ihr Anblick – ein lebendiges Bild von Tod, Verrat und Verzweiflung. Diese Häuser schrien noch den großen Laut des Entsetzens, als würden die Steine die fürchterlichen Geräusche des Krieges ausdünsten. Ich spürte, wer im Krieg lebte, ist mit seiner Seele überfordert. Das Grauen lähmt. Häuser, Straßen, Gesichter sprechen jedoch ohne Worte. Die Erschütterungen sind in sie eingekerbt.

Als ich in den siebziger Jahren in den Seitenflügel des Hauses Rosa-Luxemburg-Straße 3 zog, lag die Wunde offen. Ich wurde Teil des Geschehens, auch wenn ich nur die Ausläufer und Nachwirkungen des Krieges mitbekam, ja, sie zunächst gar nicht wahrhaben wollte.

Vor dem Krieg war hier das jüdische Viertel von Berlin gewesen, das in den zwanziger Jahren durch Dr. Alfred Döblin berühmt geworden ist. Hier lebte damals alles, was die gesittete Bürgerwelt verachtete: jüdische Pogromflüchtlinge aus Galizien, Arbeiter, Kommunisten, Anarchisten, Schwarzhändler, Kriminelle, Prostituierte, Zuhälter. Diesen Charakter hatte das Viertel im Krieg verloren. Geblieben war das Arbeitermilieu. Die Arbeiter, kleine Angestellte und Händler prägten das Leben neu, und es war zum Teil noch immer ärmlich und bescheiden. Die Menschen, die dort aufgewachsen waren, lebten in der Vergangenheit, und ihr Blick wurde bald zu meinem.

Hier wollte ich wohnen, denn nirgendwo anders konzentrierte sich auf einigen hundert Quadratmetern so viel Zeitgeschichte. Es war das Herz Europas – mit seiner ganzen Zerissenheit.

Meine Wohnung lag über Keller- und Lagerräumen eines Geschäftes für Großküchenbedarf im Vorderhaus. Der Besitzer war nicht viel älter als ich, aber einer von den neureichen Krämerseelen, die ihren Verstand bei jedem eingenommenen Pfennig verlieren. Er behandelte mich von oben herab und ließ mich von Anfang an spüren, dass er mit seinem Geld etwas Besseres sei. In dem Viertel zu wohnen, war unter seiner Würde – für ihn waren wir alle Asoziale, gerade gut genug, um seinen Ramsch zu kaufen. Er musste irgendwo außerhalb wohnen, denn er kam täglich mit seinem Luxusauto vorgefahren und parkte ihn unter meinem Fenster.

Das erste Haus der Straße, an der Ecke, war weggebombt, an seiner Stelle war ein Parkplatz angelegt worden. Daneben lag das Haus, in dem ich wohnte. Von meinem Fenster konnte ich direkt auf die S-Bahn sehen. Sie verursachte einen schrecklichen Lärm, der mich in den ersten Nächten kaum schlafen ließ. Aber als Großstädter findet man andere Idyllen. Ich bekam bald mit, dass es in der Markthalle, die hinter dem Bahnviadukt lag, an Toiletten fehlte. Den Männern an den Bierbuden drückte bald die Blase. In ihrer Not kämmten sie die Umgebung ab auf der Suche nach einem stillen Örtchen. Sie fanden alle zu einer Toreinfahrt gegenüber meinem Fenster. Der eine drückte hemmungslos ab, ohne auf die vorbeiziehenden Leute zu achten, der andere schlich sich langsam heran, drehte sich zehnmal nach links

und nach rechts herum, bis er schließlich im hintersten Winkel verschwand. Kaum zu glauben, wie es dort stank.

Anfangs wohnte ich mit meinem Freund zusammen. Wir standen früh um sechs auf und kamen erst abends nach Hause. Er war Architekt und die Arbeit zermürbte ihn, weil er lieber Maler sein wollte. Jede freie Minute malte er und ich studierte. Keiner dachte an das schmutzige Geschirr, die Wäsche wurde nicht gewaschen, die Wohnung verdreckte, und die Rechnungen vergaß ich ...

Einmal fragte er mich am frühen Morgen beim Wachwerden, nach den Kohlenkarten. Die hatte ich seit Wochen in meiner Tasche herumgeschleppt, ohne die Briketts zu bestellen. Er wurde wütend, schmiss mich aus dem Bett, zerrte mich splinternackt durch Zimmer, Küche und Korridor und wollte mich vor die Tür setzen. Es gelang ihm nicht, denn ich wehrte mich mit Leibeskräften.

Solche Szenen sorgen für einen Heidenkrach. Doch die Berliner haben einen Zug, der mir gefällt: Sie mischen sich nicht ein, haben ihre eigenen Sorgen und tolerieren maßvoll die der anderen.

Einmal hatten wir die ganze Nacht durchgefeiert, Die Musik dröhnte aus offenem Fenster und schallte über den Hof. Gegenüber, auf gleicher Höhe wohnte ein Lektor mit seiner fünfköpfigen Familie. Am nächsten Tag stand er vor meiner Tür: «Die Musik war so laut, dass wir das Schlafzimmer räumen mussten!» Er sah mich vorwurfsvoll an und ging.

Nachdem ich ungefähr ein Jahr dort wohnte, klopfte es eines Tages sacht an die Tür. Im schäbigen Hausflur

stand eine zarte, alte Frau, die ich auf achtzig schätzte. Ihr Gesicht strahlte so viel Güte, Bescheidenheit und Naivität aus, dass sie mich an meine Großmutter erinnerte, die eine einfache Frau war und die unendliche Gabe besaß, Liebe zu geben und menschlich schlicht und klug zu handeln.

«Gut, dass Sie da sind», sagte die Frau, Ich habe Sie schon oft gesehen, ich wohne im Vorderhaus im zweiten Stock, Frau Klie ist mein Name.»

Sie trug einen altmodischen Lodenmantel und eine dunkelblaue Baskenmütze, die sie wie einen Teller auf den Hinterkopf gestülpt hatte. Ihre wenigen Zähne waren gelb und dünn. Beim Sprechen schob sie den Unterkiefer etwas nach vorn. Leise kam sie an mein Ohr und flüsterte: «Ich möchte Ihnen was erzählen, darf ich reinkommen?» Die Art, wie sie das sagte, ihr Gesichtsausdruck und die drollige Baskenmütze passten zusammen. Ich war gerührt und ließ sie eintreten. Kaum hatte sie sich gesetzt, ließ sie ihrem Kummer freien Lauf. «Verzeihen Sie, wenn ich Sie belästige, Sie haben bestimmt zu tun.» Ihre Stimme klang zittrig und dünn. In den Augen lag etwas Verlorenes, was im schummrigen Licht des Korridors nicht gleich zu sehen gewesen war.

«Nein,» sagte ich.

«Ich wohne schon lange in diesem Haus, über dreißig Jahre. Damals lebte mein Mann noch. Er war Schneider», und noch einmal, mit stolzer Betonung: «Maßschneider.»

Nun folgte eine Abhandlung über ihren Mann, der Kleider nicht nur für seine Kunden, sondern auch für sie genäht hatte. Herr Klie war mit vielen Juden im Vier-

tel befreundet und arbeitete für sie. Als diese vor den Nazis flüchteten, ging das Ehepaar Klie mit. Sie zogen nach Amsterdam. Nach dem Krieg kehrten sie nach Berlin zurück. Plötzlich sagte sie: «Ich habe oben noch Stoffe liegen, die wir aus Holland mitgebracht haben. Sie sind wie neu, und wenn Sie wollen, können Sie sich welche aussuchen.»

Dieses Angebot fand ich zudringlich, schließlich hatten wir uns gerade erst kennen gelernt. Deshalb war sie doch nicht gekommen!

«Jetzt nicht, vielleicht später,» wehrte ich ab.

«Wissen Sie, ich kenne hier niemandem im Haus», behauptete sie. «Das sind alles sehr unfreundliche Leute. Ich kann vor Kummer kein Auge zutun. Unter mir wohnt ein junger Mann mit seiner Frau und zwei Kindern. Sie müssen ihn kennen, denn er ist ihr Nachbar.»

«Ich kenne ihn nicht,» erwiderte ich.

«Er hämmert Tag und Nacht, poch, poch, poch. Es dröhnt und brummt in meinen Ohren. Haben Sie nichts gehört? Ich bekomme Kopfschmerzen von dem Lärm. Wenn ich mit dem Schrubber zurückklopfe, fängt dieser freche Kerl erst richtig an. Was glauben Sie, wie oft ich mich beschwert habe! Ohne Erfolg. Er mag mich nicht. Was habe ich ihn bloß getan?»

Ihr rollten dicke Tränen herab. Alte Leute machen mich starr vor Schreck, wenn sie weinen. Da fließt das Elend der Welt zusammen und zerreißt mir das Herz. Hilflos stotterte ich ein paar Sätze. «Poch, poch, poch.» Zur Unterstützung stampfte sie mit dem Fuß auf. «So geht es jeden Tag. Das macht er doch absichtlich, um mich zu ärgern! Er will mich aus der Wohnung rausha-

ben, in ein Heim. Aber ich hänge an der Wohnung. Hier habe ich mit meinem Mann gelebt, bis er starb.»

«Ich werde mal mit ihm reden», versprach ich.

«Bitte sagen Sie nicht, dass ich bei Ihnen war.» Sie sah mich verzweifelt an. «Das würde die Sache noch verschlimmern!»

«Gut, ich werde Sie nicht erwähnen.»

Sie ging, sich tausendmal entschuldigend.

Die Tage verstrichen, aber mit meinem Nachbarn sprach ich nicht. Wozu auch? Die Gegend war so laut, und mein Ohr hatte sich an jeden Krach gewöhnt. Alte Leute sind nun mal lärmempfindlich, dachte ich und ließ die Sache auf sich beruhen.

Beim nächsten Wiedersehen log ich sie an. «Ja, ich habe mit ihm gesprochen.»

Ein halbes Jahr später war Weihnachten. Heiligabend ging ich auf den Hof und schaute nach ihrem Fenster. Es brannte Licht. Ich packte ein Foto ein, es war eine Winterlandschaft, und ging zu ihr. Frau Klie öffnete die Tür einen Spalt und ließ mich im Hausflur stehen. Ich gab ihr das kleine Geschenk und ging.

Der Winter war vorbei. Hin und wieder waren wir uns auf der Straße begegnet und nickten uns, ohne miteinander zu reden, kurz zu. In der ganzen Zeit war sie nicht wiedergekommen.

Im Frühling fand ich sie in einer Nische des Flurs stehend. Sie weinte. «Die Menschen sind nicht gut zu mir», schluchzte sie. In der Hand hielt sie einen Beutel leerer Bierflaschen. Aus ihrer stockenden Erzählung entnahm ich, dass sie am Alex Flaschen sammelte und aus Versehen in das Revier einer anderen geraten war.



Die hatte sie erwischt, wie sie gerade eine Pulle aus dem Papierkorb zog, und war wie eine Furie auf sie losgegangen: «Verschwinde! Sonst putze ich dich weg, mitsamt deiner Baskenmütze», hatte sie außer sich geschrien.

«Bekommen Sie denn keine Rente?»

«Verzeihen Sie, junge Frau, es gibt dreißig Pfennige Pfand zurück, bedenken Sie, wie viel das im Monat ist!», sagte sie entrüstet, ohne meine Frage zu beantworten. Automatisch fing sie wieder an, von ihrem Mann zu erzählen. Ohne ihn schien sie schutzlos zu sein. Er war ihr ganzer Stolz, und sie ließ mich fühlen, dass sie einmal etwas dargestellt hatte, ohne die Tatsache zu berücksichtigen, nie selbst gearbeitet zu haben. Wie sie jetzt ohne ihn klar kam, konnte ich sehen: Sie war mutterseelenallein. Von Kindern sprach sie nie.

Ihren Kummer musste sie schnell weggesteckt haben, die nächsten Tage lief sie fast blind an mir vorbei, in Gedanken vertieft und den Beutel voll leerer Flaschen. Ich begriff, zu mir kam sie nur, wenn sie Probleme hatte. Gelegentlich wechselten wir rasch ein paar Worte. Dabei wiederholte sie ihr Angebot, mir die Stoffe zu schenken. Je öfter sie das sagte, desto heftiger drang sie in mich.

Eines Tages war es dann soweit, sie lud mich in ihre Wohnung ein. Es waren zwei Zimmer, von denen eines sehr groß war, Küche und Bad. In der Badewanne lagen komplette Stoffballen Wolle, Samt, Seide Kaschmir und Satin. Sie sahen wirklich unberührt aus und waren ohne Mottenlöcher. Sie merkte mir meine Begeisterung an.

«Ich schenke Sie Ihnen», sagte sie.

Im großen Zimmer öffnete sie Truhen und Schränke.

Bis oben hin waren fein säuberlich die Stoffe gestapel. «Sind die schön!», staunte ich. Aus den Kästen zog sie Ketten, Ringe und Armbänder aus Gold. In der Hand hielt sie plötzlich eine uralte Kaminuhr im Rokkokostil. «Ein Erbstück meines Mannes. Glauben Sie mir, ich habe alles sorgfältig aufbewahrt. Nun brauche ich es nicht mehr.»

Sie meinte es ernst. Warum zum Teufel wollte sie mir das alles schenken? Bezweckte sie etwas? Ich wurde misstrauisch. «Später», vertröstete ich sie und nahm mir vor, darüber nachzudenken.

Doch es dauerte nicht lange, da stand sie abermals vor meiner Tür. Ihr Gesicht hatte einen Ausdruck angenommen, den ich nicht zu deuten wusste. Nicht unruhig oder aufgereggt wie sonst. Mit einer liebenswürdigen Geste erbat sie sich Einlass. Es war ein warmer Frühlingstag, Anfang Mai. So still wie diesmal hatte ich sie noch nie erlebt. Beim Hinsetzen lächelte sie kurz. Es war ein Lächeln, das mir Angst machte.

An der rechten Hand trug sie einen Verband. «Was haben Sie gemacht?», fragte ich. Sie wickelte den provisorischen Verband ab, bis zum Gelenk war alles dick geschwollen, dunkelrot und blau. Ihre Finger sahen wie aufgeblasen aus und sperrten auseinander.

«Sie ist gebrochen», sagte sie.

«Waren Sie schon beim Arzt?»

«Ja, gestern.»

«Und was hat der Arzt gesagt?»

«Sie ist schon vor vier Wochen gebrochen.»

«Vor vier Wochen! Haben Sie denn keine Schmerzen gehabt?»

«Doch.»

«Sind Sie erst jetzt zum Arzt gegangen?»

«Ja.»

«Hat er denn nichts gemacht?»

«Nein. Sie ist von allein zusammengewachsen, aber falsch. Sie müsste noch mal gebrochen werden, aber ich bin zu alt.»

«Himmelherrgott, aber die Hand ist geschwollen!»

«Ja», antwortete sie leise.

Die Polikliniken waren schon geschlossen. Ich hätte sie zum Notdienst bringen müssen. Außer mir hatte sie niemanden. Aber ich wollte am nächsten Tag ganz früh wegfahren.

«Sie müssen zum Arzt», sagte ich und ließ sie gehen.

Die Woche darauf kam ich zurück. So oft ich über den Hof ging, sah ich unwillkürlich zu ihrem Fenster hoch. Eine Ahnung überkam mich, aber ich war zu feige ihr nachzugehen. Abends brannte kein Licht in ihrer Wohnung. Auf der Straße traf ich sie nicht mehr. So vergingen Monate. Es muss September gewesen sein, da trat ich mittags auf den Hof und sah all ihre Stoffe. Sie lagen kreuz und quer verstreut, in Säcke verpackt und herausgeplatzt. Wahrscheinlich waren sie aus dem Fenster in den Hof geworfen worden. Ihr Fenster stand sperrangelweit offen. Die Gardinen waren heruntergerissen. Das Zimmer wirkte leer. Instinktiv kehrte ich um zur Straße. Dort erblickte ich etwas, das ich beim Kommen nicht bemerkt hatte. Vor dem Haus parkte der Lastwagen einer Antiquitätenfirma. Ich schlich mich an das Auto heran und spähte hinter die Plane. Da standen ihre Möbel!

«Diese Dreckskerle und Halsabschneider!», fluchte ich laut.

In meinem Kopf fing es an zu ticken. Die werden jetzt nach dem Westen verscheuert ... sie hat es gewusst! In diesem Moment fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und ich wusste, warum Frau Klie mir ihre wertvollen Sachen hatte schenken wollen.

So schnell ich konnte, rannte ich zur Hausbuchführerin in den dritten Stock. Die Tür wurde von einer weißhaarigen, strengen Dame geöffnet, die mich mit kaltem Blick musterte. Ich wusste, dass sie mal im Ministerium des Innern angestellt gewesen war.

«Was ist mit Frau Klie?» fragte ich.

«Sie ist tot.»

«Wann ... wann?»

»Ich weiß nicht genau. Es ist einige Monate her.«

«Kann es im Mai gewesen sein?»

«Vielleicht.»

«Sie hatte eine geschwollene Hand. Ist sie daran gestorben?»

«Das weiß ich nicht. Sie kam ins Krankenhaus und ist am gleichen Abend verstorben.»

Sie war kurz angebunden, und ich ließ sie stehen. Beim Treppenhinuntersteigen begriff ich, dass ich vollständig versagt hatte.

Im Hof lagen noch die Säcke. Ich schüttete sie aus und wühlte darin herum. Ich nahm, was ich schleppen konnte, und schaffte die Sachen schnell nach oben in meine Wohnung. Einige Male lief ich hin und her, zog Samt und Seide aus dem Haufen, packte ein paar Tischdecken ein, fand Bettwäsche, Kleider und Blusen. Der

ganze Hof glich einem Schlachtfeld. Ich kümmerte mich nicht um das Geschehen ringsherum, da erschreckte mich plötzlich eine harte Männerstimme. «Verschwinde!» Ich fuhr zusammen. Oben stand einer von den Antiquitätentypen und nahm mit drohender Gebärde die ganze Fensteröffnung ein. Der Leichenfledderer.

Ich stand in diesem Meer von Stoffen und wollte gerade aufgeben, da fiel mein Blick auf das schimmernde Holz eines Bilderrahmens. Ich riss ihn an mich. Sogar das Glas hatte den Sturz überlebt.

In meiner Wohnung entdeckte ich dann Frau Klie, die mir auf dem Foto entgegenschaut.